Nr. 41 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautzky.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Am nächsten Morgen hatte Maridai dem Peter einen Doppelbrief übergeben mit dem Poststempel Wien. In freudiger Hast hatte er ihn an sich genommen und war damit fortgegangen. Er war von Hilde. Sie schrieb warm und gescheit wie immer. Sie hatte mit seinem Arbeitgeber gesprochen, der ihr sagte, daß Peters Stelle besetzt sei. Das Geschäft stocke, er werde Entlassungen vornehmen müssen, momentan habe Herr Gasser nichts zu erwarten, möglich später — achselzuckend habe er sie verabschiedet.

„Ich bin überzeugt," schrieb sie weiter, „er denkt nicht daran, Dich wieder einzustellen. Aber was liegt daran, Du wirst anderes finden, besseres vielleicht. Du brauchst Dich übrigens nicht weiter umzusehen, wir brauchen Dich notwendig selbst; der Wahlkampf ist auf der Höhe und Du wirst Dich über Mangel an Arbeit nicht zu beklagen haben.

Es heißt in der Partei, Du wärest nie verurteilt worden, hättest Du nicht bereits einen großen, bestimmenden Einfluß auf die Massen gewonnen. Wie freue ich mich darüber — weiß ich doch, was in Dir steckt und was die Partei von Dir zu erwarten hat.

Ich soll mir das Brautkleid richten, schreibst Du. Ach Du, mein Herzallerliebster, sind wir soweit, dann gehen wir eines schönen Morgens auf's Standesamt und kommen als Eheleute zurück. Das ist so einfach, Brautkleid und Messner werden wir uns ersparen, aber vorher, will mir's scheinen, hätten wir noch einiges andere in Ordnung zu bringen, oder nicht? Peter, Peter, trotz aller Besonnenheit bist Du doch ein schrecklich ungeduldiger Mensch! Da ich mich aber nicht nur in Deine schönen Augen verliebt habe, sondern in den ganzen Menschen auf einmal, mit all seinen Vorzügen und Fehlern, so will ich auch dieser Ungeduld Rechnung tragen, soweit dies möglich ist. Aber jetzt, eine forcierte Heirat, in dieser Zeit der Unsicherheit, der Ungewißheit? Geliebter, wir sind einander doch sicher für alle Zeit. Aber da wir nicht an höhere schirmende Mächte glauben, so wissen wir, daß wir die Verhältnisse selbst schaffen müssen, unter denen wir heiraten können. Aber sind wir denn nicht daran? Sollte der Verkauf Deines kleinen Besitzes zur Wirklichkeit werden, dann wären wir unserem Ziel ganz nahegerückt, es wäre herrlich! Glaube mir, Peter, Du kannst unsere Vereinigung nicht sehnlicher herbeiwünschen als ich, aber wir wollen unsern Herd zuerst bauen, ehe wir Feuer anzünden."

„Ehe wir Feuer anzünden!" wiederholte er langsam.

Er saß in Gedanken, dann erhob er sich mit einem Seufzer.

Er erkannte sie in ihrem ganzen Werte, hoch stand das Mädchen vor ihm in ihrer Umsicht und sicheren Ruhe und sie liebte ihn, sie hing an ihm in felsenfester Treue, mit dem innigsten Interesse, wie viel hatte er ihr, der Gebildeten, in geistiger Hinsicht zu verdanken, aber es schien ihm, als ob sie die warmen Gefühle seines Herzens nicht mit gleicher Wärme erwiderte. Ihre Geduld, ihr tapferes Hinwarten würde er niemals erreichen und er wollte es auch gar nicht. Es lag Trotz in dem Vorsatz.

Er blieb die folgenden Tage seiner Umgebung gegenüber wortkarg und verschlossen, redete man ihn an, antwortete er zerstreut. Sein verändertes Wesen fiel allen

Käthe Kollwitz, Studie zur „Mutter an der Wiege ihres sterbenden Kindes."

auf, der Maridai nicht zuletzt. Sie glaubte die Ursache zu kennen, die Hilde ärgert ihn, er war bös auf sie. Ihr junges Herz war darüber voll Freude. Niemals war sie munterer gewesen. Sie sang und lachte den ganzen Tag. Die Scheltworte der Fanni und des Großvaters änderten nichts daran. Ihre physischen Kräfte schienen gewachsen. Zum erstenmal war ein mädchenhaftes Erblühen an ihr bemerkbar, das schmale Oval ihres Gesichtes erhielt einige Rundung, ihre Augen Glanz und Feuer. Der nahende Kirtag beschäftigte sie. Hatte er nicht versprochen, sie dahin zu führen, mit ihr zu tanzen? Sie schwelgte im voraus in Wonne.

Der Kirtag in St. Bonifaz wurde alljährlich am ersten Sonntag im September abgehalten. Er fiel in diesem Jahr auf den Dritten des Monats und war mit einem Jahrmarkt verbunden. Vier Wochen später sollte die Wallfahrt nach der altberühmten Felsenkapelle stattfinden. Der Herr Kaplan würde sie in eigener Person anführen und von dem loggiaartigen Vorraum der Kapelle aus den auf der Wiese versammelten Wallfahrern eine Art Bergpredigt halten. Schon war ein großes Plakat an der Kirchtür angeschlagen, das alle Gläubigen zur Teilnahme aufforderte. Den Bonifaziern standen somit große Festlichkeiten bevor. Wenn sie während des Sommers nur für ihre Sommergäste gesorgt und sich geschunden und allerdings dabei gut verdient und Geld eingesackt hatten, so hatten sie nun Gelegenheit, sich einmal selbst zu amüsieren und Geld auszugeben. Die weiblichen Ortsangehörigen begannen sich für diese Festlichkeiten vorzubereiten, die jungen für den Kirtag, die alten für die Wallfahrt.

Auch die Fanni gedachte, ehe sie in die Wochen kam, sich noch einmal zu amüsieren und in dem neuen Kleide, das sie von der Hausiererin erstanden, vor Peter Staat zu machen. Sie wollte ihn damit vollständig erobern. Auch die Maridai rüstete heimlich. Sie hatte ihr rosa Dirndlg'wand frisch gewaschen und die Säume aufgetrennt, weil sie sich einbildete, bedeutend gewachsen zu sein. Das Tüchlein wollte ihr Peter schenken und der hielt Wort.

Aber wenn er nun früher fort müßte? Ihr stockte das Blut bei dem Gedanken. Aber sie wies ihn von sich. Er geht nicht — er bleibt schon da. — Glaubte sie bereits einige Macht über ihn zu haben? Es mußte so sein und sie überließ sich ihren Gefühlen in kindlichem Optimismus. Täglich, nachdem Peter das Haus verlassen, kletterte sie die Leiter hinauf nach seinem Bodengelaß, um seine Kleider zu bürsten.

Eines morgens bemerkte sie etwas Neues. Nahe dem Fenster war die Photographie eines Mädchens aufgehängt worden. Das war sie. Das war Hilde. Sie nahm das Bild von der Wand, um es besser betrachten zu können.

Mit brennender Neugier, unter Herzklopfen verfolgte sie jeden Zug in diesem klaren und festen Gesicht, mit dem innigsten Wunsch, Unangenehmes darin zu entdecken. Die Achtzehnjährige fand es alt. Die war sicher schon sechsundzwanzig. Sie entdeckte Falten und einen schiefen Mund und diese Augenbrauen! Und diese Augen! Sie hatte eigentlich nichts an ihnen auszusetzen, um so mehr mißfielen sie ihr. Sie hat einen falschen Blick, entschied sie endlich. Sie ist jedenfalls ganz und gar falsch. Wie kann er sie nur so lieb haben!

Das Bild zitterte in ihrer Hand, am liebsten hätte sie es auf den Boden geworfen und es mit den Füßen getreten. Aber die Aufwallung ging vorüber und sie hing es fein säuberlich auf seinen vorigen Platz. Er durfte nicht merken, daß sie es heruntergenommen hatte. Er konnte auch sehr böse werden — er war es immer, wenn „die da" — sie wies mit dem Finger nach dem Bilde, ihn ärgerte. „Nur zu, ärgere ihn nur weiter, er wird dich schon satt kriegen!" Sie lachte plötzlich auf, ihre gute Laune war wieder zurückgekehrt.

Sie putzte und säuberte die Gegenstände, die seine Hände berührten, mit erstaunlicher Sorgfalt und fing mit lauter Stimme zu singen an. Der Gesang tönte über den See, er arbeitete am jenseitigen Ufer, ihr war, als spräche sie so mit ihm und das war schön.

Als Peter nach dem Mittagessen, das er gemeinsam mit der Familie einnahm, aus der Stube trat, kam Antons Frau, die vor dem Hause auf ihn gewartet hatte, auf ihn zu. Leise und eindringlich sprach sie mit ihm, wobei sie häufig die Schürze vor die Augen führte. Er nickte und geleitete sie bis zur Straße.

„Die schröpft ihn schon wieder, das unverschämte Weib," bemerkte Fanni, die ihm nachgesehen, zu ihrem Vater, der sich gleichfalls zum Fortgehen anschickte.

„Der muß's dick haben," pfauchte Mathias, „i möcht nur wissen, woher."

Er hatte die Kelle über die Schulter geworfen und Fanni näher tretend mit boshaftem Blinzeln: „Auf den heißt's acht geben, auf den Sträfling, ös wißt's ja."

Fanni lächelte. „Er hat's uns selber erzählt, da is ja nix dabei."

„Nix dabei," höhnte der Alte, „wenn einer eing'sperrt is! Freili, der Hallunke weiß alles zu drehen und zu wenden. Dem wird das G'fängnis zur Ehr, und ös glaubt's, was er sagt, und habt's a Getu mit ihm — wenn man da zuschaut, übel kann einem werd'n."

„A was," schnauzte die Fanni ihn an, „er ist a gebildeter Mensch, das ist für mich das Höchste, und er zahlt pünktlich sein Mittagessen."

„Zahlt er — zahlt er wirklich? Ah, da haben wir Spaß! Er zahlt, zahlt alles, der hat Geld wie Mist! Na, mir kann's recht sein, auf den seine Schweinereien müaßt's ös mit der Nasen drauf g'stoßen werden."

Er schnupfte zornig auf und ging seiner Wege. Peter arbeitete seit einigen Tagen auf dem Werkplatz des Zimmermeisters Bach. Er, dessen Augen eine Schärfe, dessen Finger eine Geschicklichkeit besaßen, die ihn zu den feinsten Präzisionsarbeiten in seinem Fache befähigten, schlug nun mit gleicher Akkuratesse an Fenstern und Türen die Schlösser an.

An diesem Nachmittag hatte er frühzeitig Feierabend gemacht und den Weg nach dem Wald genommen, zur Haltestelle Seewinkel. Die Katzenbacher hatten eine Versammlung einberufen. Er sollte einen Vortrag über die kommenden Wahlen halten. Er wollte den ländlichen Arbeitern erzählen, wer Wähler ist und wie man wählt und dabei die Wahltaktik der Behörden beleuchten. Ein wichtiges Thema für alle, die des Wählens noch unkundig waren, wie es in dieser isolierten Gegend der Fall war. Als er, den Vortrag überdenkend, den schattigen Waldweg dahinschritt, kam ihm Anton entgegen, der offenbar auf ihn gewartet hatte. Mit heiserer Stimme, welche die Verlegenheit noch rauher machte, sagte er kurz: „Ich dank Dir."

Peter blickte auf. Der Mann kam ihm noch grauer und verfallener vor als sonst. „Wofür?" fragte er, aus seinen Gedanken gerissen, dann winkte er ab. „Laß das."

„Mein Weib — sie is so ungeniert — hast wieder aushelfen müssen —" mühsam brachte er's heraus.

„Nicht der Rede wert. Anton."

„So Gott will, zahl ich's nächstens zurück."

Peter klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter: „Laß Dir darüber kein graues Haar wachsen, mein lieber Anton."

„Bist ein guter Kerl," murmelte Anton, dann mit einem schweren Seufzer: „Es ist wirklich schad um Dich!"

„Wieso? — weil ich nicht kirchlich bin?" scherzte Peter.

„Du machst Dir ein förmliches Verdienst aus Deinem Unglauben. Weißt Du auch, was Du über Dich heraufbeschwörst?"

„Die Hölle."

„Du kannst über alles spotten," entgegnete unwillig der andere. „Das Heiligste ist nicht vor Dir sicher."

„Das ist Dir doch nicht der Teufel?"

„Nein, mir ist's das ewige Seelenheil, es ist der einzige Trost, den wir Armen noch haben, ich möcht mir ihn nicht rauben lassen."

„Aber zum Kuckuck, wer denkt daran. Ich werde ihn Dir sicher nicht rauben."

„Du tust es, wenn Du's auch gar nicht weißt, Du tust es mit jedem Wort. Aber ich frag' Dich, wenn Du schon selbst zu den Verlorenen g'hörst, wer gibt Dir das Recht, andere zu betören — ja, zu betören — ich hab's schon g'hört — Du hältst zu dem Zweck eigene Versammlungen ab, Du predigst —"

„Das tun Eure Priester doch auch."

„Sie predigen Gottes Wort, es sind seine Auserwählten — Du predigst Haß und Aufruhr gegen die göttliche Weltordnung."

„Die göttliche!"

„Peter, nimm Dich in acht, Du bist ein Rebeller, ein Roter."

„Das kann ich nicht leugnen."

Anton sagte nichts weiter.

Sie befanden sich in ziemlicher Höhe über dem See, dessen schimmernde Fläche zwischen den Bäumen hindurchglänzte. Eine Bank stand unweit von ihnen im Schatten. Peter wies darauf hin, Anton möge hier ausruhen, er müsse weiter.

„Nach Katzenbach, gelt, zur Versammlung?"

„Sie ist einberufen, man erwartet mich."

„Einberufen!"

„Und polizeilich angemeldet."

Anton sah ihn verblüfft an: „Das gibt's!?"

Peter lachte. „Wir treiben keine Heimlichkeiten, wie Du zu glauben scheinst. Es ist eine öffentliche Versammlung, und sie wird unter den Augen der Behörde stattfinden."

Anton ergriff seinen Arm, damit er ihn nicht enteile, und sich aufraffend, stieß er heftig hervor: „Nimm mich mit!"

Peter wehrte lächelnd ab. „Laß das!"

Diese Weigerung tat die entgegengesetzte Wirkung. Anton sagte trotzig: „Ich brauch nicht Deine Erlaubnis dazu, in eine öffentliche Versammlung kann jeder gehen."

„Gut, wenn's Dein Ernst ist. Du fährst gleich mit mir, wir nehmen die Bahn, zu Fuß ist's für Dich zu weit."

„Das meint der Herr Kaplan auch."

„Soo — meinte er's — schickt Dich der?" fragte Peter gedehnt.

„Er schickt mich nicht, aber wenn ich einmal hinging, hat er g'sagt, könnt ich ihm was derzählen. Er is neugierig, wie's bei Euch zugeht."

„Wenn er neugierig ist, soll er selber kommen."

„Der Herr Kaplan zu Euch!?"

„Er könnt manches bei uns lernen, wenn er überhaupt etwas lernen will."

„So tief wird er sich nie erniedrigen," entfuhr es Anton in bebendem Zorn.

„Wenn er uns seine Aufpasser und Spione schickt, erniedrigt er sich weit mehr!" entgegnete Peter aufflammend. Aber er bereute sofort das rasche Wort, als er sah, wie Anton unter dieser Verdächtigung zusammenzuckte und sein blasses Gesicht noch fahler wurde.

Als hätten ihn seine Kräfte verlassen, wankte er der Bank entgegen und bedeutete Peter mit der Hand, sich zu entfernen.

Dieser setzte sich zu ihm, und in herzlichen Worten bat er, ihm zu verzeihen. Nichts sei ihm ferner gelegen, als den alten Freund zu kränken. In ihm brauste der Unmut auf über die unwürdige Art, mit der die Gegner sie stets bekämpften, und daß Toni unbewußt sich gegen ihn in dieser Weise verwenden ließ, verdroß ihn. „Na, sei wieder gut, Toni," er tätschelte die magere Hand, „die Neugier eines Pfäffleins soll uns nicht trennen".

Toni aber seufzte, und langsam den Kopf schüttelnd: „Wir kommen nimmermehr z'samm'. Du bleibst bei Dein' Unrecht. Du kommst mit

mehr aus und hilfst mit, es weiter zu verbreiten."

Peter sah ihm ernst mit einem schönen Blick in die Augen. „Unrecht nennst Du's? Was den Bedrückten zum Segen wird, was die Menschen erhebt und vorwärts bringt, kann das Unrecht sein? Glaub' es doch nicht. Wir wollen nicht Unrecht tun, sondern Unrecht beseitigen."

„Und Ihr maßt Euch an, es zu erkennen, das zu verstehen, das zu erreichen — ihr?"

„Gerade wir, denn gegen uns wird es angewandt, wir spüren seine verheerenden Wirkungen an unserem Leibe, und wir kennen auch seine Ursachen. Unsere Lebenslage hat uns den Blick geschärft, wie es zu beseitigen wäre. Wir kennen den Weg, der Erlösung bringt. Und so ist Antrieb und Wille bei uns und auch die Kraft vorhanden, die Aenderung durchzuführen, denn wir sind die Vielen, wir sind die Unentbehrlichen."

„Und Ihr vermögt doch nichts, nicht das geringste, ohne den Willen des Höchsten."

„Das Höchste ist hier das Notwendige."

Anton schnappte nach Luft. Peter fuhr begütigend fort: „Neue Erkenntnisse werden altgewordene Anschauungen und Gewohnheiten immer verletzen, und doch versteh ich nicht, warum gerade Du proletarischen Forderungen so schroff entgegentrittst, die bestimmt sind, die Leiden zu lindern, die Niedrigkeit aus der Welt zu schaffen."

„Einbildung, Torheit ist's, sträflicher Hochmut, ihr wollt Euch selbst erretten und steckt im Pfuhl der Sündhaftigkeit mitten drin. Ihr seid schlecht geworden, weil die ganze Welt schlecht und gottlos geworden ist. Aber ein strenges Gericht wird über Euch ergehen."

Ein leises Lächeln kräuselte Peters Lippen.

„Bei dem die Höchstvermögenden wieder durchrutschen werden. Das sind doch die, die die Kirchen bauen, fromme Stiftungen machen, den hohen Klerus besolden. Die haben es von jeher verstanden, sich durch ein Hintertürchen in den Himmel zu schmuggeln."

„Kein Reicher wird in den Himmel eingehen," erwiderte Anton voll ernster Befriedigung, „so steht es geschrieben, nur die auf Erden leiden, werden belohnt".

„Dann wirst Du freilich zu den Bevorzugten gehören. Da das Paradies ja auch nur für einige da ist."

„Nur für die Guten."

„Dazu rechnet sich doch ein jeder. Aber lassen wir den himmlischen Klassenstaat, wir haben es nur mit dem auf der Erde zu tun, und den wollen wir abschaffen."

„Was heißt das?"

„Das heißt, die Gegensätze von Arm und Reich, von Niedrig und Vornehm, von Unwissenheit und Bildung sollen verschwinden."

Zum erstenmal zeigte sich auf dem vergrämten Gesicht des ehemaligen Hegers ein hellerer Zug. „Wenn das möglich wäre!"

„Es ist die alte ideale Forderung der Menschheit: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die höchststehenden Geister haben sie erhoben."

„Nicht durchgeführt!" warf Anton heftig ein.

„Weil die Bedingungen dafür noch nicht vorhanden waren. Heute, wo wir auf einer höheren Kulturstufe angelangt sind —"

„Diese Kultur!" brach Anton grimmig aus, sich mehr und mehr erhitzend. „Was haben wir davon —? Unsinn ist's."

„Der technischen Fortschritte der Wissenschaft —"

„Sie sind nicht für uns da."

„Die Erfindungen —"

„Teufelswerk! Sie haben die Reichen reicher und uns noch ärmer gemacht, noch tiefer herabgedrückt. Wer zahlt denn die neuen Kanonen, die neuen Panzerschiffe, all die Rüstungen, all ihren schändlichen Luxus? Wir, wir müssen bluten. Sie erhöhen die Steuern ins endlose. Sie besteuern uns das Brot, das Bier — jede Pfeife Tabak. Woher wir's nehmen, wird nicht gefragt. Unsere alten Hütten fallen uns über dem Kopf zusammen — wir haben kein Holz, sie zu stützen —, man nimmt uns das Stückchen Wiesengrund, das einmal Gemeingut gewesen, wir haben kein Vieh mehr, wir sind zu Sklaven geworden, und die unter uns, die noch etwas verdienen, die etwas besitzen, zeigen uns verächtlich den Rücken."

„Gleichheit, Brüderlichkeit! Haha, daß ich nicht lache! Der noch ein Kartoffelfeld hat, dünkt sich besser als der, der keines hat, und die Kinder, die mit Schuhen in die Schule gehen, sehen die über die Achsel an, die barfuß laufen und so geht's weiter. Die Habsucht, die Roheit nimmt zu. Einer neidet dem anderen jeden Besitz, einer möcht dem anderen den Bissen aus dem Maul herausreißen — o, sie ist herrlich, Eure Kultur von heutzutage, mit den großen Erfindungen. — Pfui, pfui! Aber das Ende ist nahe." Erschöpft lehnte er sich zurück.

Peter hätte ihm zurufen mögen: „Wir stehen erst am Anfang unserer Kultur, die Kraftquellen der Erde haben wir jetzt erst entdeckt, und gelernt, sie uns dienstbar zu machen. Und die Menschen sind nicht schlecht, nur das System ist's, das sie verroht, wir bekämpfen es. Mit der Besserstellung der ganzen Klasse ist auch für den einzelnen eine Besserung zu erwarten, mit ihrer Befreiung dauernde Wohlfahrt, und die Zeit dafür ist gekommen." Als er aber in das gramverstörte Antlitz des Freundes sah, sah, wie seine Brust mühsam arbeitete, und seine Hände zitterten, schwieg er.

Er konnt ihm ja doch keinen Trost bringen, denn er würde ihn nicht verstehen.

Ein Pfiff der Lokomotive kündete das Nahen des Zuges. Zwei Minuten später würde er die Haltestelle im Walde erreicht haben.

Peter erhob sich. „Willst Du mit? Ich würde es Dir nicht raten."

Anton schüttelte den Kopf. „Wozu? Ich habe genug gehört?"

„Leb wohl," rief Peter und lief abwärts dem Zug entgegen, der brausend heranfuhr und bremste, um ihn aufzunehmen.

Anton sah ihm nach, bis er hinter einer Kurve verschwand.

Er blieb auf seinem Platze, in Gedanken versunken. „Er ist gefährlich, gefährlicher als ich dachte. Dem kann's noch schlecht ergehen," murmelte er. Er hob den Kopf und sah lange gegen den sanft blauenden Himmel empor.

„Der Mensch denkt, aber Gott lenkt," sagte er feierlich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schilderin der sozialen Not.

Von Siegbert Salter.

Was Emil Zola mit seinem gewaltigen „Germinal", was Gerhart Hauptmann mit seinen aufpeitschenden „Webern" für die Literatur, das bedeutet Käthe Kollwitz für die bildende Kunst in Deutschland. Aus ihren Werken*) dröhnt uns das dumpfe, millionenstimmige Grollen, gellt uns der erschütternde Schrei der sozialen Not unserer Zeit mit einer solch' wuchtigen Sprache entgegen, wie sie vordem kein bildender Künstler innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle zu reden wußte, zu reden wagte. Unbekümmert über das törichte Gestammel von der „Armeleutekunst" findet Käthe Kollwitz mit Vorliebe ihre Sujets in den Niederungen des Lebens. Alles, was sie uns gibt, ist ein getreuer Ausschnitt aus jenem Leben, das mit so brutaler unbarmherziger Wucht über die gebeugten Leiber ungezählter Volksgenossen dahintrampelt und sie in der vollen Bedeutung des Wortes zu „Zertretenen" macht.

*) Die Illustrationen sind mit freundlicher Genehmigung der Künstlerin und der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien dem 2. Heft der „Graphischen Künste" (1908) entnommen.

Dieses Wort: „Zertretene", das die Künstlerin einer ihrer Schöpfungen zum Titel gab, könnte als das Leitmotiv ihres ganzen Lebenswerkes gelten. Seit sie aus den tastenden Versuchen der Schülerin herausgetreten ist, seit sie 1884 — die Radierungen Max Klingers gesehen, den „Germinal" gelesen und, 1894, Hauptmanns „Weber" hatte auf sich wirken lassen, hat sie ihre ganze Kunst der Schilderung der Armen und der Bedrückten gewidmet. Aber diese Schilderungen haben nichts Weinerliches, um Mitleid Winselndes; nein, sie atmen eine flammende, nach Gerechtigkeit schreiende Anklage gegen die soziale Gliederung, das soziale Unrecht der Gegenwart.

Es könnte in Erstaunen setzen, daß es gerade eine Frau ist, die sich mit solcher künstlerischen Kraft diesem Stoffkreis zuwandte. Aber schon ihre Herkunft war dazu angetan, sie diese steile Straße einschlagen zu lassen. Denn sie ist die Tochter eines Mannes, der am eigenen Leibe die Segnungen verspüren mußte, die die Gesellschaftsordnung unserer Zeit für jeden aufgeblasten Menschen übrig hat. Ihr Vater, der ursprünglich Jura studiert hatte, wurde im Sturmhauch des Jahres 1848 aus dieser seiner Laufbahn herausgeschleudert, weil er sich unterfing, an der politischen und freireligiösen Bewegung jener Zeit in Königsberg regen Anteil zu nehmen. Für einen solchen Menschen aber war natürlich kein Platz mehr an den Brüsten einer deutschen alma mater. Die Juristerei mußte drum an den Nagel gehängt werden und der politisch also Gezeichnete wurde Maurer. An Stelle der Pandekten trat nun die Maurerkelle, an Stelle der Vorlesungen des gelehrten Dozenten die praktische Weisung des Meisters. Das Handwerk wurde von der Pike herauf erlernt. Dann fand er in der ältesten Tochter des Predigers Rupp, des Begründers der freireligiösen Gemeinde zu Königsberg, eine Lebensgefährtin, und nachdem er das Maurerhandwerk wieder aufgegeben hatte, übernahm er nach des Schwiegervaters Tode dessen Predigerstelle. Daß dieses Milieu, in dem Käthe Kollwitz geboren wurde, nicht ohne tiefgehenden Einfluß auf ihre Lebensanschauung und ihre hierauf fußende künstlerische Betätigung blieb und bleiben konnte, liegt auf der Hand. Aber es kam noch ein anderer Umstand hinzu, der wohl dazu beitrug, sie auf dieser Bahn festzuhalten. Das war ihre im Jahre 1891 erfolgte Verheiratung mit dem Arzt Dr. Kollwitz, dessen Wirkungskreis sich im Norden Berlins befindet, wo in den hochragenden Häuserzeilen eng zusammengepfercht, eine schwer um des Lebens Notdurft kämpfende Bevölkerung beisammen haust. Hier erhielt die Künstlerin, die mit ihrem Mädchennamen Käthe Schmidt hieß, Einblick in jene Kreise, in die sozialer Unverstand alle Härten des Lebens, alle Not des Daseins hineingebannt hat.

Vor die breite Oeffentlichkeit trat Käthe Kollwitz zum erstenmal im Jahre 1898. Damals erregte in der Großen Berliner Kunstausstellung ein Zyklus von drei Lithographien und drei Radierungen, die unter dem Titel: „Ein Weberaufstand" (von dem auch die „Neue Welt" bei früherer Gelegenheit einige Abbildungen brachte) vereinigt waren, eine an Verblüffung grenzende Ueberraschung. Denn was man auf diesen wunderbaren Blättern dargestellt sah, das war durch die meisterhafte Form der Ausführung sowohl wie durch die Wahl des Stoffes so grundverschieden von den Werken, die sich hier meist an den weitgedehnten Wänden breit machen, daß man sich schier verwunderte, dergleichen hier zugelassen zu sehen.

Das erste Blatt dieses Zyklus, der ihre Schöpferin mit einem Schlage in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Künstler emportrug, betitelt sich „Not": In der niedrigen Werkstatt eines Webers liegt ein sterbendes Kind, über

Käthe Kollwitz, Selbstbildnisstudie.

das sich voller Verzweiflung die Mutter niederbeugt, während eine alte Frau, die ein zweites Kind auf dem Arme hält, in dumpfer Starrheit vor sich hinbrütet. Eine ans Herz greifende Trostlosigkeit liegt über dem Ganzen ausgebreitet, eine Trostlosigkeit, die das künftige Aufbäumen der Weber schon ahnen läßt.

Auf dem zweiten Blatt, „Tod" benannt, hält der hagere Sensenmann seinen Einzug in die Weberstube. Seine harte Knochenfaust ergreift die von Not und Elend und Kummer zermürbte Frau am Arm, während der Mann, die Hände in ohnmächtiger Verzweiflung auf dem Rücken, wortlos neben dem Webstuhl steht.

Die Not steigt höher und höher und treibt die Männer zur „Beratung" zusammen. Man sieht ihrer vier auf dem dritten Blatt in der Ecke einer schwach erleuchteten Wirtsstube. Aus dem Halbdunkel tritt das Weiß der abgemergelten Gesichter und die helle Fläche des Tisches grell hervor, wodurch das seltsam Düstere der ganzen Komposition noch verstärkt wird. Ganz an die Ecke des Tisches haben sich die vier Männer zusammengeduckt; die Hände liegen geballt auf der Tischplatte, die Hälse sind weit vorgereckt und aus den hageren Gesichtern droht zornvolle Entschlossenheit. Eine dumpfe Schwüle, wie die Stille vor dem nahenden Sturm, lastet über dem vom Tabaksqualm erfüllten Raume. Man fühlt: der lang verhaltene Groll treibt zur Explosion der bisher niedergehaltenen Kräfte, die immer noch in diesen von Arbeit und Elend zerwühlten Gestalten lodern.

Im „Auszug", dem vierten Blatt des Zyklus, bricht diese Explosion herein. Die bis über die Grenzen des Erträglichen gestiegene Not trieb die Männer auf die Straße. Wir sehen sie, wie sie, mit Hacken und Aexten bewaffnet, ausziehen, dem Hause des Fabrikherrn entgegen. Die Hände, in deren ausdrucksvoller Gestaltung Käthe Kollwitz überhaupt eine unübertreffliche Meisterin ist, recken sich, zur Faust geballt, in die Luft, oder sind in finster dräuender Entschlossenheit tief in die Taschen gebohrt. Eine machtvolle Bewegung lodert in der Schar, die ruhig und langsam, aber mit der unwiderstehlichen Wucht einer Naturgewalt daherschreitet. Wie von einer verborgenen, elementaren Kraft vorwärtsgedrängt, ziehen die düsteren Gestalten dahin, begleitet von einer abgehärmten Frau, die ein schlafendes Kind auf dem Rücken trägt. Jeder dieser etwa zwanzig Köpfe zeigt einen nach Alter und Temperament verschiedenen Ausdruck, aber in allen Gesichtern ist das eine klar zu lesen: Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!

Im fünften Blatt: „Sturm" entlädt sich der Groll zur Tat. Wir sehen den Sturm auf das Gartenhaus des Fabrikherrn. Man glaubt die dumpfen Töne der gegen das reichverzierte Gittertor geführten Axtschläge zu hören. Man vermeint den keuchenden Zorn zu spüren, mit dem starke Fäuste an den Gitterstäben rütteln, während die Frauen das Pflaster aufreißen und den Männern die Steine zum Wurf herüberreichen.

Seinen stofflichen und künstlerischen Höhepunkt erreicht der Zyklus im sechsten und letzten Blatt: „Ende". Es ist wohl das erschütterndste Werk, das die Künstlerin geschaffen hat. Vor uns breitet sich in trostloser Kahlheit die Weberwerkstatt. Am Fuße des Webstuhls liegen erschossen zwei Opfer des niedergeworfenen Aufstandes, während die Leidensgefährten eine dritte Leiche gerade zur Türe hinaustragen. Aber die ergreifende Wirkung des Blattes liegt weniger bei den Toten als bei der zurückgebliebenen Frau, die reglos, wortlos, tränenlos mitten in der Stube steht. Die ganze, schier fassungslose Schwere des Unheils, das über sie hereingebrochen ist, wird meisterhaft schon durch die gebeugte Haltung des Kopfes und die kraftlos niederhängenden Hände so packend ausgedrückt, daß man das leidensstarre Antlitz dieses ins Herz getroffenen Weibes gar nicht zu sehen braucht, um ihren ganzen Schmerz mitzufühlen. Eine zweite Gestalt, die auf dem Querbalken des Webstuhls kauert und deren Kopf schwer auf die Arme niedergesunken ist, erreicht bei weitem nicht den monumental wirkenden Ausdruck tiefinnersten Schmerzes wie die in ihrem Leiden gleichsam erstarrte, aufrecht stehende Frau.

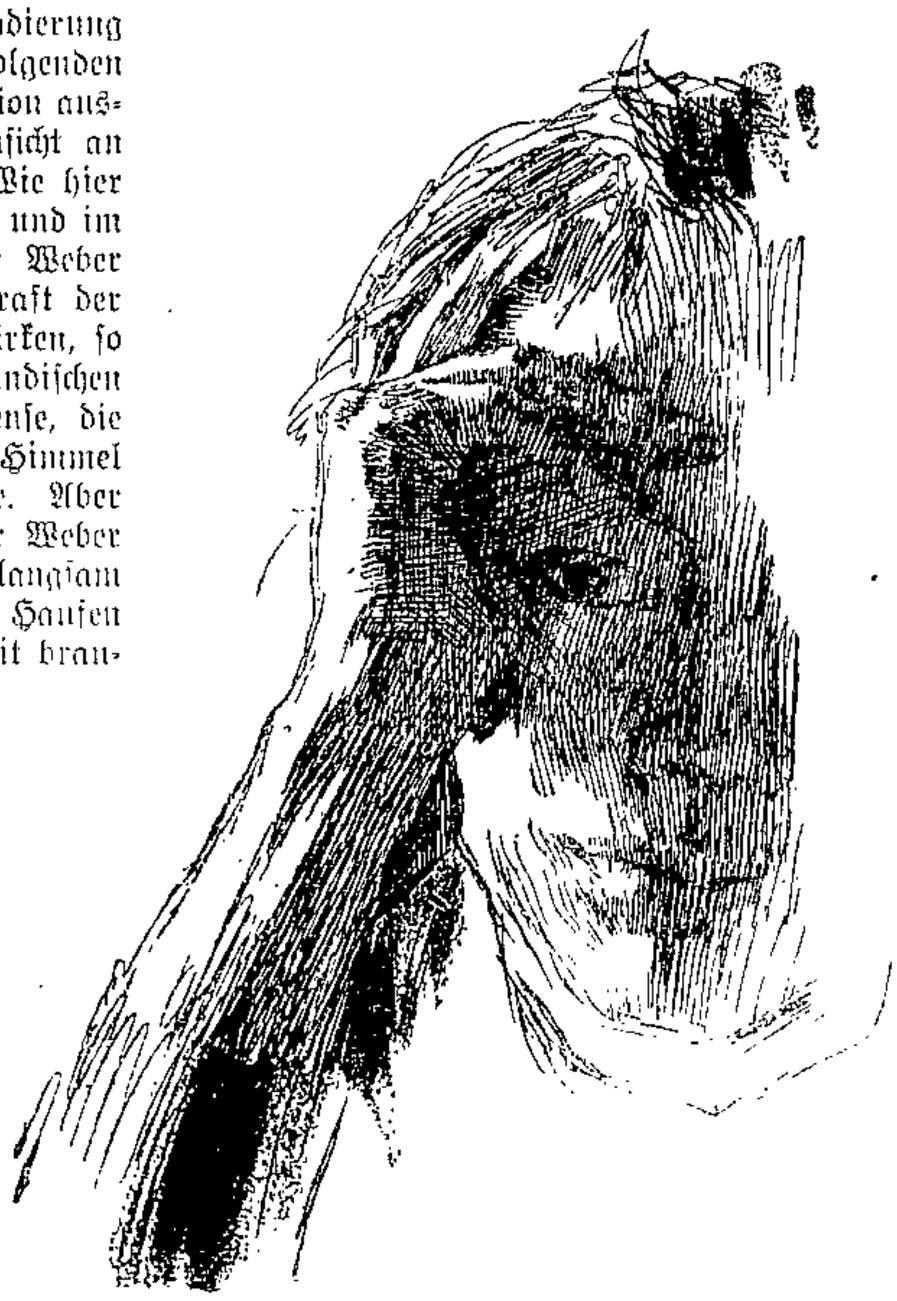
Der „Weberaufstand" erregte bei allen wahrhaft Kunstverständigen ungeteilte Bewunderung und lauten Beifall. Er stellte zweifellos die stärkste Leistung der Ausstellung dar. Allein eine Auszeichnung fiel für die Künstlerin nicht ab. Das wird jedoch Käthe Kollwitz ziemlich kalt gelassen und sie in ihrem künstlerischen Streben nicht auf Abwege gebracht haben.

Dem Stoffkreis nach nahe verwandt mit dem „Weberaufstand" ist die Radierung „Bauernkrieg", die Käthe Kollwitz im folgenden Jahre, also 1899, in der Berliner Sezession ausstellte. Sie erinnert in vielfacher Hinsicht an den „Auszug" des Weberaufstandes. Wie hier eine einzelne, in die Höhe gereckte Hand und im Hintergrunde eine über die Köpfe der Weber aufragende Axt und eine Faust die Kraft der Wirkung in eigentümlicher Weise verstärken, so finden wir auch im Zuge der aufständischen Bauern eine hochgehaltene einzelne Sense, die den Blick auf sich zieht und zwei gen Himmel gereckte, wunderbar ausdrucksvolle Arme. Aber während beim „Auszug" die Schar der Weber in ruhiger, finsterer Entschlossenheit langsam daherschreitet, stürmt der wildbewegte Haufen der Aufständischen im „Bauernkrieg" mit brausender Leidenschaft dahin. Hoch zu ihren Häupten flattert die Bundschuhfahne, während in der Ferne, auf ragender Höhe, die Silhouette einer in Rauch und Flammen aufgehenden Burg herniederschaut und droben in der Luft ein dämonisches Weib, die Göttin der Rache, mit lodernder Brandfackel den Weg weist. Wie der heiße Atem eines sich nach langer Knechtschaft zur befreienden Tat aufraffenden Volkes weht es uns aus dieser Komposition an und es dürfte schwer fallen, unter den zeitgenössischen Werken eine Schöpfung zu finden, wo die dahinstürmende Wucht, die leidenschaftliche Bewegung einer vom Rausch der Rache und der lockenden Freiheit trunkenen Schar kraftvoller, lebendiger und eindringlicher erfaßt und dargestellt ist.

Unter den übrigen Werken von Käthe Kollwitz verdienen zwei noch ganz besonders hervorgehoben zu werden. „Die Carmagnole" heißt das eine, „Zertretene" das andere.

„Die „Carmagnole" führt uns in eine düstere, schmale Gasse, wo zwischen hoch aufragenden, dunklen Häusern eine Guillotine errichtet ist. Rings um die Blutmaschine tanzt eine Schar in entfesselter Leidenschaft sich bewegender Weiber. Den halb geöffneten Lippen entschwillt der blutige Sang der Revolution; zerfetzte Lumpen lassen Beine, Arme und zum Teil den Oberkörper der Frauen frei, die sich, ermattet schon und wankend, immer noch an den aufpeitschenden Klängen ihres Liedes berauschen und im Reigen weitertaumeln, während eine unter ihnen die Trommel rührt. Einer jeden Angesicht kehrt sich wie in Verzückung zu dem ragenden Fallbeil und ausgestreckte Arme recken sich wie nach Rache verlangend zu ihm empor. Das Ganze wirkt wie eine Gespenstervision, die sich aus dem Halbdunkel verschollener Revolutionszeiten loslöst und mit ergreifender Lebenswahrheit an unserem Blick vorüberhuscht.

Die „Zertretenen" bilden eine große, aus drei Teilen bestehende Radierung, die im Jahre 1900 entstand. Das Mittelstück nimmt der lang hingelagerte nackte Körper des Nazareners ein, in dessen Wundmal eine mit dem Richtschwert bewehrte Frauengestalt die Schwurfinger taucht. Rechts erblicken wir am Schandpfahl der Prostitution die in Schmerz und Scham sich windende Gestalt einer nackten Frau, die voller Verzweiflung die eine Hand vors Gesicht schlägt, während der andere Arm den Pfahl umschlungen hält. Das linke Blatt, in seiner Wirkung am ergreifendsten, zeigte eine von Gram und Elend gebeugte, in stummer Qual vor sich hinbrütende Frau, die mit ihren zerarbeiteten Händen den Kopf ihres Kindes in den Schoß gebettet hält. Dieses arme Kinderantlitz, das in erschreckender Lebenstreue alle Zeichen der dauernden Unterernährung und des drohenden Verhungerns trägt, aus dessen unschuldigen Zügen uns die soziale Not in ihrer gräßlichsten Form ent-



Käthe Kollwitz, Selbstbildnisstudie.

gegenstarrt, ist mit nur einigen leichten, ein wenig verschwommenen Strichen in gespenstigem Weiß auf dem dunkeln Grund des Frauengewandes herausgearbeitet, daß jeder fühlende Mensch diesen Anblick wie einen Stich ins Herz empfindet. Aber die Wirkung des packenden Blattes wird noch erhöht durch die Gestalt des daneben stehenden Mannes, der in stummer Verzweiflung an der Wand lehnt und die eine Hand vors Gesicht hält, während die andere seinen Lieben einen Strick dareicht: als einziges, sicheres Mittel, das aus der furchtbaren Not herausleitet. Wie in diesen Blättern, so sehen wir Käthe Kollwitz auf den meisten ihrer Werke als unerbittliche Darstellerin der Welt der Arbeit, der Welt des Leidens und der sozialen Not. Und alles ist mit so männlicher Kraft, mit so verblüffender Sicherheit gezeichnet, daß es sich weit von dem entfernt, was bisher von Frauenhand geschaffen wurde, daß es in nichts verschieden ist von den ausgezeichnetsten Leistungen männlicher Künstler. Ein besonders gutes Beispiel dieser kraftvollen, sicheren Art, bietet die eine der hier wiedergegebenen Zeichnungen. Es ist die Studie zur nachher von der Künstlerin verworfenen Radierung „Zertretene" und zeigt den nackten Oberkörper einer in leidenschaftlichen Strichen hingehauenen Frau. Der weit zurückgebogene Kopf, die geschlossenen Augen, die rechte, vors Gesicht gehaltene Hand und der ausdrucksvolle Mund geben ein Bild des furchtbarsten Seelenschmerzes.

Wenn also die kraftvolle Art der Zeichnung unserer Künstlerin die weibliche Hand nicht verrät, so offenbart sich dies eher in dem Umstande, daß sie auf fast allen ihren Blättern die Gestalt einer Frau in den Vordergrund gerückt hat. Denn sie als Weib konnte am besten fühlen, wie das soziale Elend am schwersten auf den Schultern der armen Frauen lastet, die ihr Herz tagein, tagaus von jener Not durchbohrt fühlen, die in den flehenden Augen leidender Kinder klagt und weint. Und in der warmen, liebevollen Weise, in der rührenden Tiefe der Empfindung, womit sie all diese leidenden Schwestern schildert, erkennt man bei aller männlichen Kraft die vom verstehenden Mitleid geführte Hand der Frau. So hat sich bei ihr männliche Kraft und weibliches Fühlen zu einer berauschenden Einheit zusammengefunden, um uns als den höchsten Ausdruck der leidenden Menschheit die leidende Frau in erschütternden Gestalten zu geben. Hier, unter diesem Gesichtspunkte, darf eine Lithographie „Gretchen" nicht unerwähnt bleiben. Man sieht dort ein armes verlassenes Mädchen, das beim sinkenden Abend am Geländer einer Brücke steht und angstvoll und sorgenschwer in das dunkele Gewässer niederblickt, wo in unheimlicher Vision der Tod erscheint, der ihr noch ungeborenes Kind zum letzten Schlafe wiegt. Gerade in der Auffassung dieses Blattes zeigt die Künstlerin, wie selbständig sie sich von althergebrachten Vorstellungen freizuhalten weiß und immer Eigenes gibt.

Es ist leicht verständlich, daß Käthe Kollwitz, einmal als Frau, gegen deren Betätigung in der Kunst noch so viele, aber gerade durch sie glänzend widerlegte Vorurteile herrschen, dann aber auch durch die wagemutige Wahl ihres Stoffkreises langsam nur die verdiente Anerkennung fand. Doch wie Unrecht diejenigen ihr tun, die nur um dieses Stoffkreises willen ihr zurückhaltend gegenüber stehen, ebenso Unrecht haben jene, die nur und allein dieses Stoffkreises wegen ihr zujubeln und darüber die hohe Künstlerin vergessen, die sich in jedem ihrer Werke auch dann kundgäbe, wenn man Inhalt und Form von einander loslösen könnte. Da dies jedoch nicht möglich ist, ohne schief und einseitig zu urteilen und das Recht des frei schaffenden Künstlers zu schmälern, so darf man ruhig über das ganze bisherige Lebenswerk von Käthe Kollwitz die Worte setzen, die sie selbst für ein „Symbolisches Schlußblatt zum Weber-Zyklus" gewählt hat, wo über einem männlichen Leichnam auf dornenübersäter Bahre und zwei rechts und links angeordneten, mit den Armen an einen Pfahl gebundenen nackten Frauengestalten die Inschrift flammt: „Aus vielen Wunden blutest du, o Volk!" — —

Käthe Kollwitz, Studie zur verworfenen Radierung „Zertretene".

Käthe Kollwitz wurde am 8. Juli 1867 zu Königsberg geboren. Ihre Eltern, die bereits früh das zeichnerische Talent des Kindes entdeckten, schickten die Dreizehnjährige zu dem Kupferstecher Mauer, bei dem sie den ersten Unterricht im Gipszeichen erhielt. Mit siebzehn Jahren kam sie nach Berlin, wo sie in Stauffer-Bern einen trefflichen Lehrer fand. Das Gleiche konnte sie nicht von dem Akademieprofessor Emil Neide sagen, der nach ihrer Rückkehr nach Königsberg ihr Lehrer wurde. Ueber diese unbefriedigte Periode ihres Werdegangs schreibt die Künstlerin, wie Max Lehrs in einer Studie über Käthe Kollwitz erzählt: „Es war eine triste Zeit, ich hatte reichlichen Malkater, und so griffen denn meine Eltern auf eine Weise ein, für die ich ihnen noch herzlich dankbar bin. Sie schickten mich auf zwei Jahre (1888 und 1889) nach München. Ich ging zu Herterich in die Künstlerinnenschule. Seine geistvolle Art des Unterrichtens, das ganze lustige Münchener Leben, der Verkehr mit Leuten wie Greiner, Fiedler, Kögel und anderen mehr waren wie frisches Wasser. Als ich von dort nach Königsberg zurückkam, hatte ich arbeiten gelernt, mietete mir von dem Erlös eines früher fertiggestellten „Bildes" ein handgroßes Atelierchen und arbeitete."

Die Ehe mit Dr. Kollwitz führt sie 1891 dauernd nach Berlin, wo die vielerlei Lasten des Haushaltes und der Kindererziehung ihr bald keine Zeit mehr ließen, um den Unterricht, den sie zuletzt in Königsberg bei ihrem ersten Lehrer in der Technik des Plattengrundierens und Aetzens genommen hatte, fortzusetzen. Die erstaunliche Radiertechnik, die wir bei ihr bewundern, hat sie sich infolgedessen durch mühevolles Selbststudium aneignen müssen. Mit dem „Weberaufstand" tat sie dann 1898 den ersten Schritt in die breiteste Oeffentlichkeit. In den Jahren 1901–1901 unterrichtete sie in der Berliner Künstlerinnenschule erst im Radieren und dann im Zeichnen nach dem lebenden Modell. Diese Tätigkeit gab sie 1904 auf, um einen längstgehegten Wunsch erfüllen zu können: sie ging auf zwei Monate nach Paris, eine zwar kurze, aber, wie sie mir schrieb, sehr bedeutungsvolle Zeitspanne. Im gleichen Jahre erhielt sie von der „Verbindung für historische Kunst" den Auftrag, den Bauernkrieg in sieben Blättern zu radieren, eine Aufgabe, deren Lösung sich bis ins Frühjahr 1908 hinzog. Das Jahr vorher hatte sie anläßlich der graphischen Ausstellung zu Leipzig vom Deutschen Künstlerbund den Villa-Romana-Preis erhalten, der dem Preisträger einen einjährigen Aufenthalt in Florenz und Italien ermöglicht. Fünf Monate verbrachte sie daraufhin in dem gelobten Lande der Kunst; aber da sie als fertige reife Künstlerin hinauszog, kehrte sie als die alte, ihren ehemaligen Idealen treu gebliebene Künstlerin in ihre Heimat zurück, um auf dem einmal betretenen, zwar dornenvollen, aber höchste Künstlerschaft erfordernden Pfade weiter zu wandeln und weiter zu streben.

Satirische Dichtung der deutschen Renaissance.

Von Ernst Kreowski.

(Fortsetzung.)

Zwei symbolische Gestalten stehen an der Schwelle des 16. Jahrhunderts: die Furcht, verkörpert im Totengerippe mit Hippe und Stundenglas, und die Narrheit mit Schellenkappe und Eselsohren, lustige Fratzen schneidend. In Gesellschaft der Narrheit ist's ein gar fröhlich Leben. Bei ihr gibt's keine Sorge, keine Pein. Freund Sensemann und der Narr, reichen sich um die Wende des Jahrhunderts zur Satire auf die Menschheit die Hände. Grotesk ist weder die eine noch die andere. Der Totentanz — wir kennen ihn ja aus Hans Holbeins Holzschnitten — ist ein düsteres Gemälde, das dem Menschen entgegengehalten wird, um ihn zu ermahnen, stets an sein Ende zu denken und sich bei Zeiten zu bessern, denn sein Stunde wird mit unfehlbarer Sicherheit kommen. Der Narr ist das Symbol jeglicher Menschentorheit, wie der Fuchs das Symbol der List und der Wolf das Symbol der brutalen Kraft. Es wäre unrichtig, den Narren als groteske Satire des Menschen anzusehen, sich etwa vorzustellen, daß er das Zerrbild der Torheit sei. Sondern die Narrenkappe bildet das beste und untrüglichste, obendrein sichtbare Zeichen für alle menschlichen „Torheiten". Als solche werden ja schon in den alttestamentlichen Schriften die moralischen Gebrechen und Fehler, die Sünden und Laster der Menschen aufgefaßt. Hierin reicht das Altertum dem Mittelalter, das diese Anschauung aufnahm und weiter, doch farbenprächtiger ausbaute, die Hand. Der naive Volksgeist von damals sah im Verbrechen etwas Unbegreifliches, Fremdartiges, in den menschlichen Organismus von außen Hineingetragenes. So ist der Narr, der diese Eigenschaften verkörpert, gleichsam ein zweites Ich, das im Menschen eine Sondereristen führt und seinem Wirte die Gastfreundschaft in schnödester Weise dadurch lohnt, daß es ihn „sticht, beißt und schneidet". Mit Lust und Liebe ging die didaktische (das heißt lehrhafte) Poesie des Mittelalters an diesen Narren heran, an dessen von Natur frohem Sinn und Wesen die stete Rücksicht auf seine innere Verderbtheit und der Zweck der Belehrung wie Bleigewichte hängen. Schon in den „Priameln", das sind lehrhafte Reimsprüche, die vorzüglich im 15. und 16. Jahrhundert beliebt waren, führt der Narr ein sporadisches und schüchternes Dasein:

Wer Unglück will tragen feil
Und Narren binden an ein Seil
Und einen Kahlen will bescher'n,
Der tut auch unnütz Arbeit gern.

Außerdem existierten noch eine Unmenge von Schriften, die sich mit der satirischen Darstellung der Sitten sowohl der verschiedensten Stände, als auch der Untugenden einzelner fingierter Personen beschäftigen.

Dem „Narren" jedoch hat erst Sebastian Brant (1458—1521) seine gebietende Stellung gegeben. Brant denkt sich nicht: Der Mensch ist so töricht, daß er das Ideal der Torheit, die Narrheit, erreicht; er sucht vielmehr ein sichtbares Zeichen, unter welchem sich die menschlichen Gebrechen und Fehler, die er vorführt, als Torheiten, und deren Träger als Narren geißeln ließen. „Die ganze Welt", sagt er in der Vorrede, „lebt in finster Nacht und verharrt blind in Sünden; alle Straßen und Gassen sind voll Narren, die nur mit Torheit umgehen, ob sie es gleich nicht gestehen wollen. Deswegen habe ich mir vorgenommen, ein Schiff für die Narren auszurüsten, dazu Galeeren, Boote, Nachen, Kähne, auch Schlitten, Karren, Wagen; denn ein Schiff könnte unmöglich alle Narren fassen, welche jetzt überall gefunden werden."

Das Gedicht beleuchtet in 114 Abschnitten eine lange Reihe menschlicher Torheiten und Verkehrtheiten. Unter gewissenhafter Verwendung des Sprichwörterschatzes und unter eingehendster Spezialisierung der einzelnen moralischen Gebrechen gelangt in jedem Kapitel ein anderer Narr zum Worte; und auf den überall beigegebenen Holzschnitten sind die Leute mit der Schellenkappe meist in treffenden, satirisch-sinnbildlichen Situationen dargestellt. Brants Satire ist jedoch direkt. Im Tone des verurteilenden und verdammenden Strafpredigers geht er scharf und schonungslos ins Gericht mit den meisten weltlichen Freuden. Da er aber in der Schilderung der Torheiten keine bestimmte Ordnung befolgt, sondern diese mehr oder weniger dem Zufall überläßt, so läßt sich eine Uebersicht des Inhalts seines Gedichts kaum geben; man muß darin selbst nachlesen: wie er nach und nach alle Stände und Lebensverhältnisse bald mit strengen Ernst, bald in heiterer Weise zeichnet, wie er die Büchernarren, zu denen er mit echtem Humor sich selbst rechnet, die Geizigen, die Buhler, die Prasser, die Schwätzer, die Schatzgräber, die Tadelsüchtigen, die Pfründenjäger, die Ehebrecher, die Selbstgefälligen, die Tanzsüchtigen, die Abergläubischen, die Spieler, die Bettler, die Gotteslästerer, die Wucherer, die Modenarren, die baulustigen Pfaffen, die Prozeßhanseln u. a. m. vorüberführt. Einmal wird das Narrenschiff zu einem Frankfurter Schiff, das mit Kaufleuten und Gewerblern aller Art daherfährt, deren Treiben dann vorgenommen wird. Ein Abschnitt handelt von den Bauern, ein anderer von den Studenten. Dem Adel sagt er, daß das Streben nach Wappen und sonstigen Aeußerlichkeiten keinen Seelenadel ersetzen kann:

Aber wer hat kein' tugend nit,
Kein zucht, scham, ere, noch guot sitt,
Den halt ich alles adels bar,
Ob joch ein fürst sein vater war . . .

Auch den Fürsten ruft er ob ihrer verderblichen Zwietracht zu:

Und wer nit an mein Wort gedenk',
Die Narrenkappen ich im schenk' . . .

Desgleichen rügt er auch freimütig die kirchlichen Mißbräuche und Verderbnisse, die sich seiner eigenen Beobachtung darboten. Er schilt die Modetorheiten der Geistlichen in Kleidung und Haltung:

Man sech iez pfafen, mönch, prelaten,
Wie sie in seltsen kleidern watten . . .

Er gedenkt an anderer Stelle der tanzenden und prassenden Pfaffen, geißelt die Bettelmönche und den Reliquienhandel, die Domherren von adligem Herkommen, die Simonie, die Häufung der Pfründen und andere Uebelstände. Doch in so starken Zügen Brants Satire überall spricht, so ist selten ein Bild forciert, d. h. ins Groteske gesteigert. Sein gewöhnlicher Ton ist nicht, wenn er einmal von den Saufnarren sagt, daß sie aus sich selbst einen Weinschlauch machen oder die Biertrinker als Leute schildert, die so voll werden, daß man eine Tür mit ihnen einrennen kann, oder von den Schwatznarren behauptet, sie plapperten so viel, daß sie ein Loch in einen Brief redeten oder endlich die Sorgnarren sich um die wichtige Frage kümmern ließ, warum die Gänse barfuß gehen. Der fabelhafte Erfolg, den Brant mit dem Narrenschiff erzielte, war, obwohl in erster Linie dem Stoff selbst, doch dem Umstand zuzuschreiben, daß hier ein Dichter es unternimmt, in deutscher volkstümlich gehaltener Versprache zu reden.

Nachdem Brant diesen Akkord einmal angeschlagen hatte, tönte er jahrhundertelang immer wieder. Wie sehr die geistige Atmosphäre damit geschwängert war, beweist das Vorgehen des Kanzelredners Geiler von Kaisersberg (1445—1510), der in den Jahren 1498 und 1499 im Straßburger Münster 111 Predigten über das Narrenschiff hielt. Geiler befolgte in der Behandlung der einzelnen Narrengattungen — er nennt sie „Narrengeschwärme" — dieselbe Ordnung, welche Brant in seinem Gedicht aufgestellt hat. Jeden „Geschwarm" stellt er sich als mit einer größeren oder geringeren Anzahl Schellen behängt vor und schildert unter diesem Namen der Schellen die verschiedenen Unterarten einer Gattung, nach ihrer Erscheinung und ihrem törichten Treiben. Was Brant zum Teil nur andeutet, das führt er mit rednerischer Breite aus, wobei er eine tiefgehende Kenntnis der mannigfaltigen Verhältnisse seiner Zeit bekundet. Die Sprache ist noch derber und rücksichtsloser als in seinen übrigen Predigten. Mit unerschrockener Freimütigkeit tadelt er alle Laster und Gebrechen selbst der höchsten Personen.

„Die sechste Schelle der Regier-Narren", sagt er unter anderem, „begreift die, welche allein den eigenen Nutzen betrachten und fördern. Unter diesen Schellen werden alle Fürsten und Herren begriffen; denn es sieht ein jeder dahin, wie er sein Reich und Fürstentum erweitern und eine Feder vom römischen Adler rupfen könne". . . . „Die sechste Schelle der Ruhm-Narren", heißt es an einem anderen Orte, „begreift die, welche sich des Adels rühmen. . . . Die jetzigen Edeln rühmen sich ihres Stammes und Herkommens, da sie doch weder an Tugend noch an Weisheit andere Leute übertreffen, sondern allein im Fressen, Saufen, Spielen, Fluchen, Pochen und Schnarchen". Wie denn hundert Jahre danach Johann Michael Moscherosch vom Adel eine ähnliche Meinung hat:

Also, also geht es heut:
Prahlen, Pochen, Fressen, Saufen,
Nach dem Geiz und Wucher laufen,
Das sind unser Edelleut',
Sauer sehen und brabieren,
Raub und Reputation
Sind des Adels Ehrenkron',
Bauern schinden, tribuliren:
Wenig sind da ohne Tadel,
Drum sind wenig recht von Adel.

Die adligen Prälaten, die mehr an die weltlichen Freuden als an ihr geistliches Amt dachten, tadelt Geiler mit sittlicher Entrüstung. Am heftigsten verfolgte er die Mönche mit der Geißel seiner Satire, doch auch die Weltgeistlichen verschonte er nicht.

„Die siebente Schelle der Strafnarren", heißt es anderenorts, „begreift die, welche viel sagen und lesen, aber dasselbe am wenigsten selber tun. Aus dieser Schelle soll man die falschen Prediger kennen lernen. . . . Es sollen die Prediger gleich einem Hahn sein: ehe dieser krähet, schüttelt er zuvor die Flügel und macht ein Präambel (Vorspiel). Also sollen auch die Prediger sein: ehe sie zu predigen anfangen, sollen sie zuvor ihre guten Beispiele und Werke schütteln, um die Leute desto mehr aufzumuntern, ihrer Lehre nachzufolgen. Aber was soll ich leider dazu sagen? Unsere Prediger sind jetzt zu unseren Zeiten meist aus Hähnen Frösche geworden. Die Frösche liegen beständig im Kot und Schlamm und koaxen über jedermann. Also tun auch diese Prediger; sie tadeln andere Leute und stecken doch selbst bis über die Ohren im Kot und Schlamm." . . .

Uebrigens tadelt Geiler auch in früheren Predigten die Laster seiner Zeit, vornehmlich der Unkeuschheit in oft derben Ausdrücken, an denen er besonders reich ist, wenn er von „Mönchen und Pfaffen" spricht.

„Die Oberen der Klöster sind die ersten am Spiel und in aller Leckerei, und die Frauenklöster, die nicht reformiert sind, und auch die Mannsklöster sind nicht Klöster, sondern Hurenhäuser".... „Nimm die Ordensleute vor dich, sie sind größere Buben als in anderen Ständen und in aller Leckerei vornedran. . . . Hüt dich vor den Mönchen, mache dir keinen heimlich, geselle dich zu keinem, du wirst sonst Bresten haben an der Frucht der Keuschheit deiner Frau." . . .

(Fortsetzung folgt.)

Am Galgen vorbei.

Erinnerungen einer Mutter. Von S. A. Sawinkowa.

(Fortsetzung.)

Tatsächlich war die Lage für die Angeklagten im höchsten Grade ungünstig. Der Zufall hatte gewollt, daß drei von ihnen, und zwar mein Sohn unter dem Namen Subbotin und zwei seiner Kameraden, gerade zwei Tage vor dem Attentat auf Nepljujew in Sebastopol eintreffen mußten. Und derselbe Zufall hatte gewollt, daß der Spitzel, welcher nicht meinen Sohn, sondern einen anderen Politischen beobachtete, meinen Sohn mit dem Letzteren sprechen sah, weshalb er dann auch meinen Sohn nicht mehr aus den Augen ließ und so die beiden bis Charkow verfolgte; als er sah, daß mein Sohn weiter nach Süden reiste, übergab er die Beobachtung einem anderen Spitzel, welcher meinen Sohn nun bis Sebastopol begleitete. Die Anwesenheit meines Sohnes, sowie der zwei anderen in Sebastopol genügte den Spitzeln, um seine Ankunft mit der geschehenen Explosion in Verbindung zu bringen.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache folgendermaßen: Während einer kirchlichen Parade unter dem Kommando des General Nepljujew auf dem Kirchplatze schleuderte der 16jährige Jüngling Makarow gegen den General eine Bombe. Eine Explosion der Bombe fand nicht statt, folglich hatte Makarow niemandem Schaden zugefügt. Ihm zu Hilfe jedoch eilte sein Kamerad, ein Matrose mit Namen Froloff. Letzterer befand sich unter dem Publikum und beging den Leichtsinn, eine Bombe in der Tasche mitzutragen. Was unter solchen Umständen geschehen mußte, geschah. Die Bombe, welche in der Tasche Froloffs allseitigem Druck ausgesetzt war, explodierte und als erstes Opfer fiel Froloff selbst. Aber auch noch andere Opfer fielen. Wie immer in solchen Fällen, erfaßte die Leute eine Panik; sie liefen blindlings einer gegen den anderen, drückten einander ohne Erbarmen und ohne Schonung nieder. Erst in Sebastopol erfuhren wir, daß die Zahl der von der Polizei und den Zeitungen angegebenen Opfer nur deshalb so groß war, weil man jede Kratzwunde, jeden blauen Fleck, die die Leute durch das Gedränge erhielten, auf das Konto der Bombenexplosion setzte, und deshalb erschien das Ereignis in solch kolossaler Dimension.

Die Erregung in den Regierungs- und Militärkreisen war natürlich enorm und die Befürchtung, daß das, was heute geschah, auch morgen wieder geschehen kann, versetzte diese Leute in maßlosen Schrecken.

Deshalb war es schwer, auf die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der aufgeregten Behörde zu rechnen und Todesurteile waren von vornherein zu erwarten.

Auf dem Wege zum Untersuchungsrichter, dem ich mich als die Mutter eines der Angeklagten empfehlen mußte, fühlte ich mich in einer außerordentlichen Aufregung. Ich war bereit, mit jedem zu kämpfen, in dessen Hände die Macht über meinen Sohn gegeben war. Das Bewußtsein, daß mein Sohn unter einer Anklage stehe, welche ein Todesurteil nach sich ziehen konnte, spannte meine Nerven aufs höchste. Ich wußte, daß jeder, mit dem ich sprechen würde, gegen meinen Sohn feindlich gestimmt war; und obwohl ich meinen Sohn noch nicht gesprochen hatte, die Umstände seiner Verhaftung mir noch unbekannt waren, regte sich tief in meiner Seele doch das Gefühl, daß er an dieser Sache unmöglich beteiligt sein konnte. Ich kannte ihn zu gut, war mit seinen Prinzipien des Kampfes für die Freiheit gut vertraut, und eine innere Stimme flüsterte mir zu, daß hier etwas nicht ganz richtig sei. Besonderes Bedenken an der Richtigkeit dieser Sache flößte mir der Name Nepljujew selbst ein.

Wodurch konnte dieser General, der bis zur Explosion der Bombe sich durch gar nichts hervorgetan hatte, mit einem Namen, der erst durch dieses Attentat Bedeutung bekommen hatte, der gar keinen Einfluß auf den Gang der Regierungspolitik ausübte, die Aufmerksamkeit eines Revolutionärs auf sich lenken. Solche Gedanken beschäftigten mich, als ich zum Untersuchungsrichter kam, der Zivilbeamter war. Mein Herz schlug heftig, als ich sein Zimmer betrat: das war also der Mann, der alle Beweise zusammensuchte, um meinen Sohn des Verbrechens zu überführen: der Mann, von dessen Meinung die Schwere des Verbrechens abhing. Aufmerksam und heftig erregt sah ich ihn an, aber nichts als Gleichgültigkeit äußerte sein ruhiger neugieriger Blick.

„So! Sie sind Subbotins Mutter? Er heißt also nicht Subbotin, sondern Sawinkow?! Sehr gut, so werden wir dies auch niederschreiben!" sagte er ganz gleichgültig, und auf meine Bitte, sofort in die Festung fahren zu dürfen, um die Person meines Sohnes festzustellen und folglich ihn auch zu sehen, antwortete er ganz ruhig: „Heute ist es mir nicht möglich; auch ist es schon zu spät und ich bin müde. Ich habe nicht nur Ihre Angelegenheit zu besorgen!" Er sprach, als ob meine Angelegenheit die gewöhnlichste in der Welt wäre, als ob über dem Haupt meines Sohnes nicht der Tod schwebte und ich nicht seine Mutter wäre!

„Morgen früh werden Sie Ihren Sohn sehen."

Ich war entwaffnet. Man mußte das erlebt haben, was ich bereits erlebt hatte, um zu begreifen, was für eine Bedeutung das Wiedersehen mit meinem Sohne für mich hatte. Ich sah den Untersuchungsrichter unverwandt an.

„Vielleicht haben Sie auch einen Sohn?" entfuhr es mir unwillkürlich in bitterem Tone. Der Untersuchungsrichter wurde verlegen.

„Und wie ähnlich er Ihnen ist! Ganz der Mutter ähnlich!" sagte er, und ein gutmütiges Lächeln erhellte plötzlich sein Gesicht und veränderte es vollständig. Wie wenn ein Sonnenstrahl eine dichte Wolke durchbricht. „Ja, das ist Ihr Sohn, ganz derselbe Blick! Fahren wir!" fügte er schnell hinzu, indem er seinen Sitz verließ. Ich ließ ihm keine Zeit, diese Worte zu wiederholen. Wir fuhren schnell ins Innere der Festung. Dort erledigten wir alle Förmlichkeiten, erhielten den Einlaßschein und fuhren endlich schnell dorthin, wo hinter Gittern, Schloß und Riegel, von einer Wache umgeben, mein Sohn eingeschlossen war.

Neugierig schaute ich mich um. — Jetzt ist mein Sohn mir schon ganz nahe . . . da — hinter dieser Wand! . . . Die Festung ist von drei Seiten von Wasser umgeben, das Meer verschönert die Aussicht. Ringsherum die weißen Militärlager . . . das schöne Grün . . hier und dort waren Häuschen der Festungsangestellten sichtbar . . . daneben Soldaten im lustigen Knöchelspiel, als wären in ihrer nächsten Nähe nicht lebendig begrabene Menschen!

Im allgemeinen sieht die Festung also nicht so schrecklich aus. Außerhalb wenigstens war Leben. Aber gleich in der Nähe befand sich die Hauptwache — das Grab des freien Gedankens, des freien Willens und der freien Gefühle. Angesichts dieser Hauptwache und bei dem Gedanken, daß hier mein Sohn eingeschlossen war, erfaßte mich ein wahnsinniges Verlangen, diese festen Wände auseinanderzuschieben, die Schlösser zu vernichten, die Gitter zu zerstören und alle zur Qual der Menschen erfundenen Einsperrungsmittel von der Erdoberfläche zu vertilgen. Allein, ich mußte mich fügen und ihn der Macht des Schicksals überlassen.

Wir zogen an der Glocke und der wachthabende Offizier erschien. Nachdem alle Förmlichkeiten vollzogen waren, Paß und Einlaßschein geprüft, hieß er uns ihm folgen. Mit zurückgehaltenem Atem passierte ich das Empfangszimmer, das große Wächterzimmer der Soldaten mit den zusammengestellten Gewehren und endlich den Gang mit der geschlossenen Gittertür. Der Unteroffizier öffnete das Schloß, salutierte dem Offizier und ich trat endlich in einen Korridor, an dessen beiden Längswänden eine Reihe Einzelzellen sich befinden mit je einer Schildwache an jeder Türe. Hier waren die politischen Verbrecher eingeschlossen.

Wir hielten an einer Türe; der Riegel krachte, die verrostete Eisentür öffnete sich kreischend und ich erblickte meinen Sohn!

Mein Sohn hatte seine Hände auf meine Schultern gelegt; er sah mich mit durchdringendem Blick an und sagte:

„Mama! Wie das Urteil auch ausfallen mag, wisse, daß ich an dieser Sache unbeteiligt bin!"

Ich atmete erleichtert auf, mein Empfinden hatte mich nicht getäuscht.

„Ich fürchte den Tod nicht, ich bin dazu jeden Augenblick bereit, aber ich möchte nicht für anderer Leute Taten sterben!" fuhr er fort und ich glaubte jedes seiner Worte. Ich wußte, daß alles, was er sagte und sagen würde, heilige Wahrheit sei. Niemals war er imstande, eine Unwahrheit zu sagen und niemals würde er seine Beteiligung, an welcher Sache es auch sein mag, leugnen.

„Nicht nur, daß ich an dieser Sache unbeteiligt bin," fuhr er fort, „so treten bei diesem Attentat auch Momente zutage, mit denen ich unmöglich sympathisieren kann. Allein, auf die Unparteilichkeit der Behörde rechne ich nicht, und ich bin zu allem bereit. In diesem Augenblick beschäftigt mich am meisten der Gedanke: Wie wirst Du dieses neue Leid ertragen?"

Ich ergriff seine Hand und küßte sie.

„Nicht um mich handelt es sich; um mich kümmere Dich nicht," sagte ich und erzählte ihm, wie die Sache stände. Jetzt, da die Gerichtsverhandlung auf einige Tage verschoben war, dürften wir hoffen, daß die Rechtsanwälte Zeit gewinnen würden, zusammenzukommen, daß Herr Schdanow bereits da sei, daß wir alles Menschenmögliche tun würden, damit die Sache regelrecht betrieben werde.

Mein Sohn lächelte zu alledem bitter.

„Wozu?" sagte er, „glaubst Du denn wirklich an eine Gerechtigkeit der Behörden? Ich bin sicher, daß man mich aufhängen wird, denn wozu sonst das Militärgericht? Und glaubst Du, daß ich mich verteidigen werde?"

Mit Mühe nur gelang es mir, ihn zu überzeugen, daß es sich nicht nur um ihn allein handele, daß mit seinem Schicksal auch dasjenige seiner zwei ebenfalls unschuldigen Genossen verbunden sei, die mit ihm zugleich verhaftet wurden, daß ihre Nichtbeteiligung unbedingt nachgewiesen werden müsse, und daß dies nur möglich sei, wenn die Sache von einem richtigen Verteidiger geführt werde. Dann willigte mein Sohn in eine Verteidigung, aber nur für seine Genossen; seinetwegen jedoch solle vor Gericht kein Wort gesprochen werden; auch um einen Verteidiger für Makarow bat er, für dessen Schicksal er sich sehr interessierte und den er sehr bemitleidete.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL u. SPIELE

Kleine Experimente. Mohrenwäsche. Unbemerkt wird in einer mit Wasser gefüllten Schüssel eine Kleinigkeit des bekannten grünen Eisenvitriols — nicht giftig — gelöst. Vorher wird der eine Teil eines Handtuchs mit einer Tanninlösung getränkt und wieder getrocknet; etwa eine Messerspitze Tannin in ¼ Liter Wasser gelöst. Wird nun jemand aufgefordert, sich die Hände mit dem Waschwasser zu waschen oder sie nur einzutauchen und wird ihm das Tuch zum Abtrocknen hingereicht, so nehmen seine Hände sofort eine schwarze Färbung an, als ob sie in Tinte getaucht wären. Tannin (Gallusgerbsäure) und Eisenvitriol sind nämlich die Hauptbestandteile der Gallustinte.

*

Herstellung schwarzer Tinte und Zurückverwandlung in Wasser. Es werden fünf Flaschen oder Gläser in eine Reihe gestellt und diese in folgender Weise gefüllt. Die erste enthält eine kleine Messerspitze Tannin (Gerbsäure) in Wasser gelöst; die zweite einige Körnchen grünes Eisenvitriol in Wasser gelöst; das Eisensalz ist nicht giftig und wie Tannin im Drogengeschäft erhältlich; die dritte wird mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt. Rohe Schwefelsäure und die gleiche Menge Wasser werden mit der Vorsicht gemischt, daß zuerst das Wasser und dann erst die Säure ganz allmählich dem Wasser zugesetzt wird. Das vierte Gefäß enthält Salmiakgeist; das fünfte wiederum verdünnte Schwefelsäure. Diese fünf Flüssigkeiten werden hierauf in einem anderen Glase folgendermaßen gemischt: Der Inhalt der ersten beiden Flaschen zusammengegossen gibt sofort eine schwarze Färbung (Gallustinte). Bei Zusatz aus der dritten Flasche wird diese Flüssigkeit farblos, der Inhalt des vierten Gefäßes gibt die Farbe wieder und der des fünften macht sie wieder farblos.

Vom Drachen. Der Wind, der namentlich jetzt im Herbst sein bald lustiges, bald unwirtliches Treiben am heftigsten entfaltet, lockte von jeher in dieser Jahreszeit die Kinder mit allerlei Flugapparaten ins Freie, die uns im Zeitalter der Flugtechnik Lebenden davon überzeugen, daß die Grundregeln dieser Technik schon seit Jahrhunderten von der Menschheit erfaßt worden sind. Der hübscheste und wichtigste dieser Flugapparate war und ist der Drachen. Die Herstellung seines ersten Vorbildes wird ins fünfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verlegt und einem Griechen, Archytas von Tarent, zugeschrieben. Bei den Chinesen, deren Kultur in fast allen Dingen der unseren um Jahrhunderte voraus war, fertigte man viel früher als bei uns Papierdrachen, die als Flugwerkzeuge zum Zeitvertreib der Jugend dienten. Die Gestalt dieser Drachen war ein ihrem Wappentier ähnliches Fabelwesen, das ein Mittelding zwischen Krokodil und Vogel darstellte.

Auch ein primitives, jeder höheren Kultur entbehrendes Volk, die Moaris auf Neu-Seeland, befaßte sich schon früh damit, Drachen steigen zu lassen. Sie stellen sich ihre Drachen aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes in Vogelgestalt her, und sehen in dem Vorgang, daß sich diese Drachen ohne ihr Zutun in die Lüfte erheben, etwas so Wunderbares, daß sie ihm eine religiöse Bedeutung beilegen und den Aufstieg mit einem alten Lied, dem Drachensang, begleiten.

Wie lange bei uns in Deutschland das Spielen mit Drachen im Gebrauch ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Die ältesten Abbildungen, die wir von diesem Spielzeug besitzen, stammen aus dem 16. Jahrhundert, was die Vermutung nahe legt, daß es im Zeitalter der Entdeckungen aus fernem Weltteil zu uns herüberkam. Die Form dieses ältesten Drachenbildes unterstützt diese Vermutung, denn der alte Holzschnitt, der uns die Gestalt des Spieldrachens aus dem 16. Jahrhundert bewahrt hat, zeigt ihn als phantastisch gefiedertes Fabelwesen mit länglichem Kopf, aus dessen Maul eine lange, schmale Zunge heraushängt. Diese Drachenform, die dem Wind keine bequemen Angriffsflächen bietet, wurde im achtzehnten Jahrhundert in die noch heute beliebteste Form eines spitzen, gleichschenkligen Dreiecks mit an der Basis anschließendem Halbkreise verwandelt, ohne daß der an seine ehemalige Gestalt anknüpfende Name des Spielzeugs eine Abänderung erfuhr. Von dem Kupferstecher Daniel Chodowiecki bewahrt das Nürnberger Germanische Museum einige wunderhübsche Stiche auf, die im Freien spielende Kindergruppen zeigen. Auf diesen kleinen Kunstwerken begegnen wir auch dem Drachen in der heute üblichen Form. Seinen langen Schweif aus Papierpuscheln sieht man schon lustig im Winde flattern, während der kleine Bursche, der die Schnur hält, sich erst bemüht, seinem Drachen den Antrieb zu geben, was aus der fast noch horizontalen Richtung der Schnur hervorgeht.

Neben der eben beschriebenen Drachenform gibt es noch die sogenannten Windvögel, aus Papier gefertigte, aus Kopf, Leib und Flügeln bestehende Drachen, die den jüngsten Jahrgängen unter den kleinen Aeronauten reserviert sind, und als deren Zeitvertreib auch schon vor zweihundert Jahren beliebt waren. Eine dritte Drachenform ist der Kastendrachen, der aus zwei oben und unten offenen Würfeln besteht, die durch vier an ihren Kanten befestigte Stäbe so miteinander verbunden sind, daß sie in einem Abstande übereinanderstehen, der etwa der Höhe ihrer Wände entspricht.

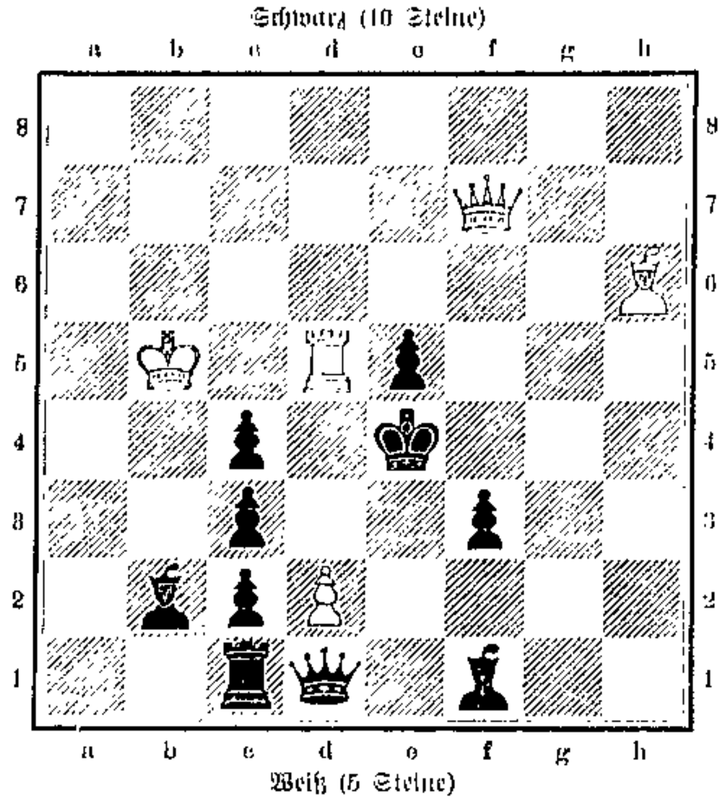
Der Drachen wurde schon im achtzehnten Jahrhundert zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt. 1749 ließ der Gelehrte Wilson ein System von Drachen aufsteigen, um die Temperatur in den oberen Luftschichten zu messen, und bald nach ihm, 1752, stützte Franklin eine große Erkenntnis, daß der Blitz ein elektrischer Funke sei, durch Experimente mit Drachen, die oben eine Metallspitze hatten, und an der für Elektrizität leitend gemachten Schnur große Funken zur Erde leiteten. Die moderne Wissenschaft bedient sich der Drachen, um Luftströmungen und Temperatur in hohen Luftschichten zu erforschen. Im Winter 1907 demonstrierte Prof. Hergesell aus Straßburg im Hörsaal des Museums für Meereskunde die Ergebnisse solcher Aussendungen von Kastendrachen, die er auf dem Schiff des Fürsten von Monaco gemacht hatte und noch immer fortsetzt. Bei diesen Drachenaussendungen erzeugt das Schiff selber den zum Aufsteigen des Drachens erforderlichen Wind, indem es, wenn die Schnur des Drachens losgelassen ist, mit größter Geschwindigkeit fährt, wodurch der Drachen bis zu 5000 Meter Höhe getrieben wurde. Innerhalb der von Hergesell benutzten Kastendrachen sind Zählapparate angebracht, die die Stärke des Luftstromes in den oberen Luftschichten mit größter Genauigkeit registrieren. Ebenso enthalten die Kastendrachen Apparate für Temperaturmessungen. Dieser wissenschaftliche Forschungszweig will der Luftschiffahrt als Hilfsmittel dienen. —nd.

Ballspiele. Wenige Spiele kommen dem Bedürfnis der Jugend, sich im Freien zu tummeln, so vortrefflich entgegen, wie das Ballspiel. Der Ball, die fliegende, geworfene oder abgeschlagene Kugel wurde zuerst von den Griechen ihrer Jugend zur körperlichen Uebung übergeben. Es waren mit Häcksel, Werg oder Stroh gefüllte, und mit grober, dicht gewebter Leinwand überzogene Kugeln, die man bis zu der Erfindung der Gummibälle, die erst neueren Datums sind, benutzte. Die geschickte Handhabung der Bälle erfordert Kraft und Gewandtheit, weshalb das Ballspiel eine nicht nur den Kindern allein reservierte Domäne geblieben ist. Das Ballspiel mit Schlägern, das sich von Italien ausgehend nach allen Ländern verbreitete, und unter dem englischen Namen Tennis am bekanntesten geworden ist, datiert seine Beliebtheit bis in das zwölfte Jahrhundert zurück. Zur Ausübung dieses Spiels errichtete man „Ballhäuser", von denen es im vierzehnten Jahrhundert in Paris schon etwa 20 gab, die dort bis zum Jahre 1657 auf 114 gestiegen waren. In höchster Blüte stand das Ballspiel in den französischen Gesellschaftskreisen des 18. Jahrhunderts. Geschichtliche Bedeutung erwarb sich das „Ballhaus" von Versailles beim Beginn der großen Revolution. Als am 20. Juni 1789 königliche Wachen den Zugang zu dem gewöhnlichen Tagungslokal der Nationalversammlung versperrten, führte Bailly die Versammlung in das Ballhaus, das einzige Gebäude, dessen Räume die erforderliche Größe hatten, denn Versammlungslokale in unserem modernen Sinne gab es damals noch nicht in Paris. Im Ballhaus wurde der berühmte Schwur geleistet, der den Anfang zur Einführung der Verfassung in Frankreich bildete. Auch in England und Deutschland war das Ballspiel mit Schlägern seit dem 14. Jahrhundert sehr verbreitet, verschwand aber nach seiner größten Blüte im 18. Jahrhundert bei uns fast ganz; nur in Wien wurde es weiter gepflegt. Erst in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts kam es von Nordamerika wieder zu uns, eroberte sich seinen alten, bevorzugten Platz als sportliche Betätigung zurück und gewinnt sich noch unausgesetzt neue Freunde. — Eine gleiche internationale Berühmtheit genießt das Fußballspiel, das sich von England aus verbreitet hat, wo es zu den ältesten sportlichen Uebungen der männlichen Jugend gehört. Das Schleudern des Fußballs verlangt noch mehr Schnelligkeit der Bewegungen als das Handhaben der netzbespannten Schläger und das Erhaschen und Zurückschleudern der leichten Tennisbälle. Unter den Turngerätschaften fast aller deutschen Schulen sind auch die Fußbälle vertreten, mit denen auf weiten, freien Plätzen gespielt wird. Tennis sowohl wie Fußball haben eine gewisse Exklusivität, da die erforderlichen Geräte ziemlich teuer sind, und die Spiele einen weiten, abgegrenzten Platz bedingen. Ganz anders der Gummiball. Auch dem ärmsten Kinde ist es möglich, sich den Nickel zu verschaffen, den ein kleines Bällchen kostet, und damit kann es alle die vielfältigenden Ballspiele ausführen, die es von den Spielkameraden gelernt hat. Die meisten der Spielregeln sind schon seit Jahrhunderten von Generation auf Generation vererbt. Wußte doch schon ein Buch aus dem Jahre 1827 allein 46 verschiedene Arten des Ballspiels zu nennen. Einige davon, die von einem Spieler die Handhabung mehrerer Bälle auf einmal verlangen, nähern sich in den Ansprüchen, die sie an die Gewandtheit der Spieler stellen, dem Jonglieren, dessen einfachste Form diese Ballspiele darstellen. e. k.

Schachaufgabe. (8)

(Von R. Kaiser, Stuttgart)

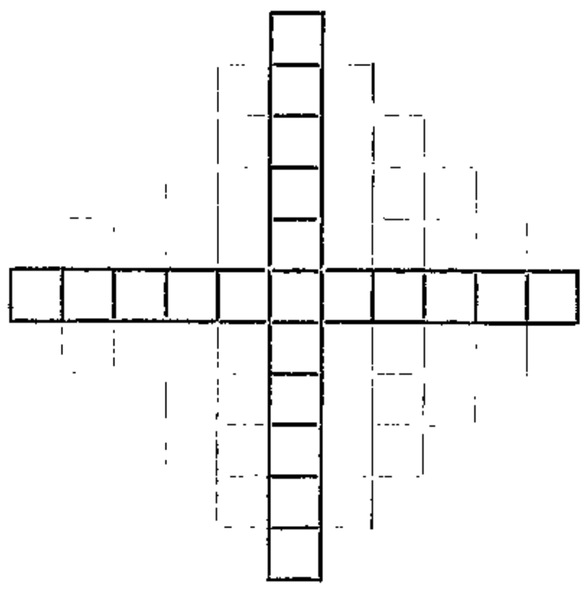
Schwarz (10 Steine)



Weiß (5 Steine)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Diamant-Rätsel.



Die einzelnen Reihen sollen ergeben: 1. Buchstabe, 2. Gefrorener Körper, 3. Himmelskörper, 4. Moderner Dichter, 5. Gebiet der Mathematik, 6. Sozialdemokratische Wochenschrift, 7. Meerkusen, 8. Verzinsung, 9. Belohnung, 10. Teil des Auges, 11. Buchstabe. Die stark umrahmten Vertikal- und Horizontal-Reihen nennen die Titel zweier sozialdemokratischer Wochenschriften.

Auflösung des Zahlenrätsels.

Flugel. — Rouleaux. — Amanda. — Neustadt. — Jim Jakob. — Orange. — Straßenbahn. — Elberfeld. — Fuchs. Ettenheim. — Halberstadt. — Rhein. — Hamlet. — Aller. Roulett. — Tasse.

Franz Josef Ehrhart.

Auflösung der Schachaufgabe. (2)

1. T d 4 — b 4! c 6 — c 5; 2. L a 6 — b 5, c 5 × b 4; 3. a 2 — a 4, beliebig; 4. c 3 — c 4 oder c 3 × b 4 matt.

1. . . . . ! c 6 — c 5; 2. L a 6 — b 5, a 7 — a 6 oder c 5 — c 4; 3. L b 5 × d 7, beliebig; 4. T b 4 — a 4 oder c 3 × b 4 matt.

1. . . . . ! f 4 — f 3; 2. c 3 — c 4, beliebig; 3. T b 4 — b 5 +, K a 5 — a 6 oder a 4; 4. T b 5 — a 5 matt.

1. . . . . ! K a 5 × L a 6; 2. c 3 — c 4, K a 6 — a 5; 3. T b 4 — b 6 +, K a 5 — a 4; 4. T b 6 — a 6 matt.

Um eine Nebenlösung zu vermeiden, ist in der Aufgabe der T auf c 4 und f 3 ein weißer B zu setzen.

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantw. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg. — Druck: Vorwärts Buchdruckerei, Berlin SW. 68.